

STADTLIBEN

Spielen die?



Frei.Wild singt Zeilen wie »Wann hört ihr auf, eure Heimat zu hassen?« In St. Pauli soll die Band deshalb nicht auftreten

VON OSKAR PIEGSA

In ihren Liedern geht es um »Denunzianten«, »Feinde« und »Wichser«: Die Punkrock-Band Frei.Wild

Eigentlich sollte es eine intime Veranstaltung werden. Zur Abwechslung mal kein Stadionkonzert, sondern ein Gig mit ein paar Hundert Fans, danach Freibier-Party. Es gab was zu feiern für die Band: hunderttausend verkaufte Exemplare ihres neuen Albums, die fünfte Goldene Schallplatte in Folge. Doch dann kamen sie wieder: die »Denunzianten«, die »Feinde« und »Wichser«, die aus ihren, Pardon, »vollgeschissenen Löchern« krochen. Die »Vollidioten, die denken, Heimatliebe ist gleich Staatsverrat«. Es war wie so oft im Leben der Band. Es war wie in ihren Songtexten.

Diesen Freitag spielt die Südtiroler Band Frei.Wild ein Konzert irgendwo in St. Pauli. Wo, das ist geheim. Ursprünglich hatten Frei.Wild einen Club am Hans-Albers-Platz gemietet und ein Konzert »vor dem Background« des Reeperbahn Festivals angekündigt. Doch daraufhin mobilisierte die Festivalleitung ihre Anwälte und veröffentlichte ein heftiges Dementi. Eine Verbindung zwischen Band und Festival? Die gebe es nicht und werde es nie geben. Auch der Club sprang ab, nachdem Kritiker die Firma Fritz-Kola attackiert hatten, die an dem Veranstaltungsort beteiligt ist. Der Fritz-Chef persönlich veröffentlichte eine Stellungnahme, in der er sich von Frei.Wild distanzierte.

Jetzt gibt es einen neuen Ort für die Frei.Wild-Party, der jedoch erst am Freitagabend per SMS bekannt gegeben werden soll. Zudem herrscht strenge Einlasskontrolle: Wer das Konzert besuchen will, musste sich vorab mit Namen, Handynummer und kurzem Motivations schreiben bei der Band bewerben. Sänger Philipp Burger begründet das mit Sicherheitsbedenken. »Wir lieben Hamburg und haben hier sehr viele Freunde«, sagt er. »Natürlich ist diese Stadt aber auch bekannt für die jährlichen Krawalle in der Schanze, die vielen Sachbeschä-

digungen, brennende Straßen und sinnbefreite Gewaltbereitschaft.«

Frei.Wild spielen konservativen Punkrock: Gitarre, Schlagzeug, Bass. Zornig, männlich, hart. Mehrere ihrer Songs sind Schmähesänge im Stil der eingangs zitierten Textstellen. Für sich genommen ist das nicht anstößiger als das, was auch andere Bands machen. Doch ihren Hass auf unbestimmte Feinde paart die Band, die sich selbst einen »ur-natürlichen Charakter« attestiert, mit Bekenntnissen zum »Heimatland« und zu den »Ahnern«. In einem Song skandiert Sänger Philipp Burger: »Ich dulde keine Kritik an diesem heiligen Land, das unsere Heimat ist«, in einem anderen: »Wann hört ihr auf, eure Heimat zu hassen, wenn ihr euch ihrer schämt, dann könnt ihr sie doch verlassen.«

Gemeint ist beide Male Südtirol, nicht Deutschland, doch Kritiker wie Jörn Menge von der Initiative Laut gegen Nazis werfen Frei.Wild vor, Mehrdeutigkeiten in Kauf zu nehmen. »Sie schreiben nationalistische Songs«, sagt Menge, »und distanzieren sich dann oberflächlich von Extremismus.« Auch Alexander Schulz, der Geschäftsführer des Reeperbahn Festivals, schätzt die Texte der Band als »mindestens nationalistisch« ein. Deshalb gibt es immer wieder Protestaktionen, wenn Frei.Wild ein Konzert ankündigt – besonders heftig jetzt in St. Pauli, wo die Antifa an der Reeperbahn eine ganze Hausfassade neu plaktierte, um vor Frei.Wild zu warnen.

Sänger Philipp Burger bezeichnete die Kritik an seiner Band bereits vor einigen Jahren in einem YouTube-Video als »Anspielungen«, die »an den Haaren herbeigezogen« seien. Er sieht sich als Opfer einer Kampagne, weil er früher in einer Skinheadband gesungen hat und damals auf einem Bandfoto den Hitlergruß gezeigt hatte. Das sei lange vorbei. Doch wenige Monate später sang Burger auf seinem neuen Album:

»Sturm, brich los und trag uns laut voran, erhobenen Hauptes gegen den Untergang.«

»Sturm, brich los« ist die Formulierung, mit der Joseph Goebbels seine Sportplakastrebe benedete, in der er die Deutschen auf den »totalen Krieg« einstimme. Fragt man Philipp Burger heute, warum er in Kauf nimmt, dass auf seinen Stadionkonzerten Tausende Menschen eine Nazi-Parole mitsingen, antwortet er, dass »diese Unterstellung haltlos« sei. Es handle sich um ein Zitat aus der Bibel. »Jede deutschsprachige Band verdient ihre Kohle auch mit bereits verwendeten Worten, Zeilen und Ausdrücken, die schon irgendwann in der Geschichte von irgendwem mehrfach benutzt wurden«, sagt er. Im Übrigen würde er den Song bei Konzerten nicht mehr spielen.

Tatsächlich sind Frei.Wild bemüht, ihr rechtes Image loszuwerden. Kurz nach der Absage des Konzerts am Hans-Albers-Platz distanzierte sich die Band auf ihrer Website ausdrücklich von AfD, Pegida und Anti-Asyl-Gruppen: »Ihr seid scheiße, und diese Scheiße werden wir nicht zulassen«, hieß es dort. Etliche Fans veröffentlichten daraufhin enttäuschte Kommentare, die Autoren der antimuslimischen Website *Politically Incorrect* schimpften, und der rechte Publizist Jürgen Elsässer wunderte sich: »Jetzt sind sie umgefallen. Wie das System das fertiggebracht hat, keine Ahnung.«

Rechte Fans haben Frei.Wild vor den Kopf gestoßen, doch die linken Kritiker sind nicht überzeugt. Anti-Nazi-Aktivist Jörn Menge deutet das Statement als taktischen Zug. Und auf Facebook trommelt die Antifa zur Blockade des Heimkonzerts. So paradox es klingt: Das könnte ganz im Sinne der Band sein. Während Frei.Wild immer bekannter, erfolgreicher und akzeptierter werden, dürfen sie sich in St. Pauli noch einmal als Außenseiter fühlen – als »ur-natürliche« Kerle im Kampf gegen die »Wichser«.

GESPRÄCH

»Jeder ist gern mal ein Rockstar«

Beim Reeperbahnfestival gibt es zum ersten Mal auch Theater – mit Peter Lohmeyer

DIE ZEIT: Herr Lohmeyer, Sie sind große Bühnen und viele Zuschauer gewohnt. Was machen Sie jetzt auf einer kleinen Bühne in einem Club auf der Reeperbahn?

Peter Lohmeyer: Aus meinem Leben springt Off-Theater tatsächlich ein bisschen raus. Aber ich suche gerne überall nach meinem Publikum, nicht nur in Stadt- und Staatstheatern. Im Bahnhof Pauli, dem Club, in dem wir spielen, war ich noch nie, der eröffnet erst kurz vorher. Das Ergebnis ist völlig offen, wie beim Fußball. Ich glaube, dass wir gewinnen, aber ich weiß nicht, wie hoch.

ZEIT: Worum geht es in dem Stück *Zu Hause*?

Lohmeyer: Es geht um Heimat. Wilma sucht sie noch, Paul hat sie in seiner Jugend verloren. Die beiden begegnen sich auf der Beerdigung eines gemeinsamen Freundes. Das ist meine Rolle, ich bin ein gestorbener Rockstar und der Erzähler der Geschichte. Für die beiden anderen bin ich nicht sichtbar. Der Erzähler beobachtet die Situation und kann sie lenken. Er soll dafür sorgen, dass es mit Wilma und Paul klappt.

ZEIT: Was mögen Sie an der Geschichte?

Lohmeyer: An einer Stelle sage ich: »Aus diesem zufälligen Leben entsteht unter den richtigen Bedingungen Liebe. Man darf nicht damit rechnen, und sie geht relativ leicht kaputt, wenn das Drumherum nicht stimmt.« Das berührt mich. In dem Stück stecken ganz viele Wahrheiten, und ich denke, Alter, so geht's mir heute auch. Zum Beispiel die Unruhe, jemand Neues zu finden. Ich bin gerade auch wieder in so einer Situation, eine Liebe ist zu Ende. Wann fängt eine neue Liebe an?

ZEIT: Sie nennen sich selbst »Lowbudgetmeyer«. Wie können Sie es sich leisten, für wenig Geld in so einem Stück mitzuspielen?

Lohmeyer: Weil ich zwischendurch immer was Kommerzielles mache, einen Krimi, ein Fernsehspiel. Und weil ich mir das leisten will. Als mein Freund Manuel Weber mich fragte, ob ich bei *Zu*

Hause mitmache, musste ich nicht lange überlegen. Er nannte sein Konzept Pop-Oper. Ich finde seine Art zu arbeiten genial, er schreibt unglaubliche Musik, anspruchsvoll, aber unterhaltend.

ZEIT: Pop-Oper klingt nach Musical ...

Lohmeyer: Ein schwieriges Wort, ja. Es ist kein Musical, das wäre jetzt auch nicht so mein Ding, wir haben keine ausgebildeten Musicalstimmen. Auch der Inhalt erinnert mich null an ein Musical. Es ist ein Theaterstück, in dem wir sechs Lieder singen.

ZEIT: Sie haben früher mit Nils Koppbruch gesungen. Jetzt machen Sie mit bei der Formation Club der toten Dichter, die deutsche Literatur vertont. Ist das Ihr Plan: mehr singen, weniger spielen?

Lohmeyer: Nee, aber ich kann es mir zum Glück leisten, das zu machen, worauf ich Lust habe. Wenn du kein Sänger bist, denkst du immer: O Mann, wie soll ich das auf die Reihe kriegen? Aber mir macht das Spaß, jeder ist gern mal ein Rockstar. Ich übe täglich, damit ich die Töne treffe.

ZEIT: Sie haben lange nach einer Bühne für *Zu Hause* gesucht. Warum war das so schwer?

Lohmeyer: Die Frage geht direkt an die Stadt. Weil die Hochkultur eher gefördert wird als die Subkultur. Die Leute trauen sich nicht, Neues entstehen zu lassen, da hilft es auch nicht, wenn ein Peter Lohmeyer mitmacht. Es ist dem Kotzen. Eine Stadt lebt von der Kultur aus dem Underground, aber sie betonieren hier den Boden zu. Niemand kann sich mehr Proberäume leisten, dafür muss man nach Harburg. So wird eine Stadt nicht zur Weltstadt, was Hamburg ja immer will. Ich verstehe, dass Leute wie Rocco Schamoni hier weg wollen. Aber woanders ist es ja nicht besser.

Das Gespräch führte LEONIE SEIFERT

Zu Hause – Samstag, 26. 9., um 18 und 20 Uhr im Bahnhof Pauli, Spielbudenplatz 21–22



Peter Lohmeyer, 53, spielte Vater Richard im »Wunder von Bern«

STILKUNDE

Unsere Verschmutztheit

Der Komiker Rocco Schamoni will Dreck – warum nicht in Hamburg?



Rocco Schamoni, einer der erfolgreichsten Humorkünstler Hamburgs, ist zum Gegenstand einer Reportage der *Süddeutschen Zeitung* geworden (12. September, Feuilleton).

In diesem mit schöner Leichtigkeit hingepinselten Artikel erklärt der Gründer des Golden Pudels Clubs und des Telefonscherzkollektivs Studio Braun, dass er »hasse«, was aus Hamburg geworden sei. St. Pauli sei dabei, ein zweites Eppendorf zu werden, das »kotze« ihn an. Denn: »Städte brauchen ihren Dreck. Dreck ist der Bodensatz der Kunst.« Nun wolle er, Schamoni, wegziehen und anderswo ein Fliesengeschäft eröffnen.

Ob Schamoni, dessen künstlerisches Schaffen man sich immer auch von Hamburger Kultursubventionen verfügt, ja regelrecht gekachelt denken muss, ob er diese dreckigen Orte zu finden weiß?

Unsere Empfehlung: Stuttgart (höchste Feinstaubbelastung der Nation). München (bis zu neun Tonnen Müll an einem Wochenende im Englischen Garten). Raumtransporter Albert Einstein (kutschiert sechs Tonnen Weltraummüll durch die Galaxie). Nicht erwähnt wird, ob Rocco Schamoni bei der Fliesenherstellung die Pulverpressmethode oder das Einbrandverfahren bevorzugt.

So oder so fallen jede Menge Abfälle an, unabhängig vom Standort der Produktion. Hamburg könnte also für ihn, die künftige Fliesenfachkraft, sehr wohl eine schmutzige Stadt sein. Er muss es nur wollen.

DANIEL HAAS

ANZEIGE

stilwerk

KARTELL IS BACK. SHOPERÖFFNUNG 30.09. / 19 UHR

ANZEIGE

ZEIT VERANSTALTUNGEN

www.zeit.de/veranstaltungen



Josef Joffe

Martin Schulz

Matinee: Martin Schulz im Gespräch mit Josef Joffe und Roman Pletter

Hamburg · 11. Oktober 2015 · 11.00 Uhr · Hamburger Kammerspiele · Hartungstraße 9–11

Die europäische Idee steht vor den größten Herausforderungen seit Gründung der EU. Eine Lösung in der Flüchtlingspolitik ist nicht in Sicht, und angesichts der Dramatik der Ereignisse sehen manche schon das Ende der Europäischen Union voraus. Martin Schulz wurde vor einem Jahr als Parlamentspräsident wiedergewählt. Er glaubt weiter fest an Europa und spricht darüber mit ZEIT-Herausgeber Josef Joffe und ZEIT-Redakteur Roman Pletter.

Kartenvorverkauf: Hamburger Kammerspiele, Mo–Sa 12–19 Uhr
Telefon: 040/413 34 40 • **E-Mail:** tickets@hamburger-kammerspiele.de
Internet: www.hamburger-kammerspiele.de • **Eintritt:** 12,- € / ermäßigt 9,- €

Eine Veranstaltung von: **DIE ZEIT**



Roman Pletter